

Der Orientale und die Tiere

Autor(en): **Camenisch, Carl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **14 (1910)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573333>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Er wollte sofort aufstehen und hinauslaufen. Aber er war wie gelähmt. Nun öffnete der Prinz die Augen völlig und sah ihn überlegen lächelnd an.

„Ich habe Sie ertappt . . .“ sagte er nach einer Weile mit verkniffener Ironie.

Roman Henry ward aschgrau. Sein Mund war so trocken, daß ihm der Gaumen glühte. Dabei schlotterte er wie in einer eisigen Kälte.

„Woran?“ fragte er mit einer Stimme, die zum letzten Kampf aufgepeitscht war.

„Dies ist mir nicht ganz klar; aber es war gut, daß ich nicht in Hypnose lag . . . Nicht?“

Merkwürdigerweise begnügte sich der Prinz damit und schien auch nicht weiter darüber nachzudenken. Er sprach plötzlich zwischenhinein vom Großfürsten Mikael. Er hatte mit einem Vertreter des „Matin“ ein Interview gehabt über die Mittelmeerreise des Zaren.

Roman Henry war noch ganz betäubt. Er konnte keine Antworten geben, sondern brütete stumpfsinnig vor sich hin. Die Katastrophe hatte ihn völlig zu Boden geschlagen. Dazu fühlte er, wie komisch er jetzt vor dem Prinzen war. Dieser hatte vorhin jede seiner Gesten, seine Bewegungen am Fenster mit hämischem Blick verfolgt. Was dachte er sich wohl darüber? Hatte er eine Ahnung, wie nahe er an einem Abgrund vorbeigeklimmt? Oder nahm er alles bloß als eine groteske Szene? Eine beißende, unerträgliche Scham rieselte Roman Henry über die Haut. Er wollte gehen . . . Aber wie? Er vermochte kein Wort, keine Form zu finden, die den Rückzug nur irgendwie deckte. Zum ersten Mal seit langer Zeit war er hilflos wie ein Kind, in einer grau-

samen, erwürgenden Fassungslosigkeit. In jedem Augenblick erwartete er eine neue, noch furchtbarere Erschütterung. Der Prinz konnte ihn ja fragen, konnte Aufklärung verlangen und, wenn er es geschickt anfang, vielleicht alles aus ihm herauspressen. Er zitterte wie mitten in einem Gewitter. Als bräuchte die nächste Sekunde einen zermalmenden Blitzschlag.

Da fragte der Prinz harmlos und sanft: „Sind Sie krank . . .“

„Ich habe Durst . . .“ antwortete Roman Henry. Seine Stimme war rau und trocken. Aber er wußte jetzt, daß der andere nichts von allem erfaßt hatte. Der Prinz war nicht einmal Herr seiner Ironie. Dies gab ihm Mut.

Als das Mädchen ihm ein Glas Milch gebracht, trank er langsam und bedächtig. Das körperliche Wohlbehagen, das er dabei empfand, ließ ihn für kurze Zeit seine Situation vergessen. Langsam fühlte er auch die Kraft in sich wachsen.

Als er nun den Prinzen ansah, hatte dieser wieder sein trübheliges, leidendes Gesicht und rollte mit der Handfläche den Ring auf der Tischdecke hin und her.

Nun vermochte er sich zu verabschieden.

Als er unten auf der Straße stand, konnte er kaum mehr gehen. Mit Mühe schleppte er sich zum Pont Sully, wo ein Wagen stand. Wie er sich gesetzt und dem Kutscher seine Adresse gesagt hatte, hörte er ein seltsames Rauschen unter sich. Ihm war, als ob sie über einen Fluß führen. Dann knickte er zusammen und fiel in eine Ohnmacht.

(Schluß folgt).

Der Orientale und die Tiere.

Nachdruck verboten.

Mit acht Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers.

Keine Religion hat, wer keine Barmherzigkeit hat.
(Arabisches Sprichwort).

Von Walthers von der Vogelweide erzählt eine anmutige Sage, er habe in seinem Testament bestimmt, daß auf seinem Grabe den Vögeln, seinen lieben Freunden, nach denen er sich genannt, Wasser und Weizenkörner gespendet werden sollten, und zur Befestigung der Erzählung zeigte man neben Walthers letzter Ruhestätte in Würzburg einen zu diesem Zwecke aufgestellten Behälter, wo denn auch aus den Zinsen des im Vermächtnis ausgelegten Legates den befiederten Sängern in Wald und Feld lange Zeit hindurch der Tisch gedeckt wurde, bis eine weniger tierfreundliche Zeit das Vogelfutter in Semmeln verwandelte, die an Walthers Namenstage von den Chorherren vertilgt wurden. Im Jahre 1874 erneuerte, wie Baechtold aus den Bozener Festtagen erzählt, ein Tiroler Bürger die Stiftung: möge nur diese Wohltat für die Vögel im Lanener Vogelweidhof bei Bozen bessern Bestand haben als bei ihren befiederten Kollegen in Würzburg.

Hätte sich der Sänger Walthers in einem türkischen Friedhofe zum langen Schlafe niedergelegt, er hätte es ohne Sorge um die Befolgung seines letzten Wunsches tun dürfen und er wäre nicht der einzige gewesen. Allerdings hätten ihm die Orientalen deshalb auch nicht bis in späte Zeiten hinein ein Loblied gesungen; denn was ihm im Abendland den Ruhm des Tierfreundes eingetragen hat, hätte man im Morgenland kaum für der Erinnerung wert gehalten, weil dergleichen dort zum Alltäglichen gehört.

Wer in jenen zur Sommerszeit ausgehörten und monatelang von keinem Regentropfen getränkten Gegenden reisen und wohnen muß, weiß, welch ein Labfal ein Trunk Wassers ist;



Der Orientale und die Tiere, Abb. 1. Kaiser Wilhelm-Brunnen in Konstantinopel.

er allein kennt die Höllequalen des brennenden Durstes. Die Sage von Tantalos konnte nur ein Orientale unter dem bleiernen Himmel erfinden. Daher ist es in den Augen eines Morgenländers eine der schönsten Taten, wenn einer Brunnen stiftet (womit sich auch der deutsche Kaiser ein schönes Denkmal nicht nur vor der Ahmed Moschee in Konstantinopel, sondern auch in den Herzen des türkischen Volkes errichtet hat, s. Abb. 1).

Diese Fürsorge erstreckt sich beim Orientalen aber nicht nur auf die Menschen, auch die Tiere haben daran teil. Wer durch die Gassen einer Türkenstadt pilgert, der bemerkt vor den Häusern häufig im steinernen Aufgang zur Treppe oder in einem eigens zu diesem Zwecke hingestellten Steinblock eine runde Vertiefung, die vom Hausbesitzer mit einer Gewissenhaftigkeit, als gälte es, das oberste Gebot des Korans zu erfüllen, mit Wasser für die durstigen Hunde und Vögel gefüllt wird. Und auch über den Tod hinaus gedenkt er der dürstenden Tierwelt. Nicht nur stiftet viele schöne Summen, aus deren Zinsen Tiere jahraus jahrein gefüttert werden, auch auf den Gräbern werden jene seltsamen schalenartigen Vertiefungen in die steinerne Grabdecke eingemeißelt, damit die Vögelein und andere dürstende Wesen der Tierwelt einen Labetrunk finden. Diese Wasserreservoirs lassen auch die armen Moslem, die kein Legat machen können, auf ihren Gräbern anbringen, damit das Raß, das der Himmel in der Regenzeit gratis spendet, sich hier sammeln für die heiße trockene Zeit der grausamen Dürre. Da der deutsche Sängerkönig Walthers den Kreuzzug unter Friedrich II. mitgemacht hat, ist es nicht unwahrscheinlich, daß sein empfängliches Gemüt an einem Mohammedanergrab den Impuls zu seinem Vermächtnis erlebt hat*).

Walthers Tun hat die Sage verherrlicht, einen modernen Tierfreund besonderer Art haben in unsern Tagen die Zeitungen gerühmt. Weniger poetisch, aber dafür — dem Zeitgeist

*) Ihren tiefen Grund hat die Sitte wohl in dem weitverbreiteten Seelenvogelglauben, und offenbar liegt hier eine „Speisung der Toten“ vor: man dachte sich ursprünglich in den Vögeln die ihre Gräber besuchenden Seelen verkörpert, vgl. Paul Sartori, Die Speisung der Toten, Jahresber. d. Gynm. zu Dortmund 1903, S. 63. A. d. N.



Der Orientale und die Tiere, Abb. 2. Konstantinopler Straßenhunde. Ein „Arifotrat“ aus dem Willenviertel am Bosporos.

entsprechend — mit mehr Worten und Pomp trugen sie die Kunde vom „Ereignis“ weit über die deutsche Reichshauptstadt, den Ort des Geschehens hinaus: Ein alter Herr in eleganter Kutsche, neben sich einen Käfig voll einheimischer Singvögel, war hinaus nach dem Tiergarten gefahren; dort angekommen ließ er die ängstlich und traurig durcheinanderflatternden Sängerknaben aus ihrem engen Gefängnis herausfliegen, und bald bedankten sie sich in den Nisten und Zweigen mit frohen Weisen und freundlichem Gezwickel für die wiedererlangte Freiheit. Ganz Berlin war gerührt, und überall erklang das Lied vom braven Mann. In der Türkei würde es niemandem eingefallen sein, diese Geschichte zu drucken oder daraus ein großes Wesen zu machen; denn dort geschieht dergleichen Tag für Tag. Namentlich Frauen machen sich ein Vergnügen daraus, lebendig gefangene Vögel auf dem Markte zusammenzukaufen und ihnen zur Freude von Groß und Klein sofort die Freiheit zu schenken*).

Mag es auch in erster Linie die Erfüllung eines religiösen Gebotes des Korans sein, Tatsache ist, daß im allgemeinen der Anhänger des Islam den Tieren weit größern Schutz und auch uneigennützigere Liebe zuteil werden läßt als der christliche Abend- und Morgenländer. Dies bestätigt ein Vergleich zwischen den alten „heidnischen“ Griechen, die zu Olympia in ihrer Festfreude auch die Tiere nicht vergaßen und ihnen reichliches „Festfutter“ reichten, und den christlichen Nachkommen in Hellas, die dem armen geduldigen Gayduri auch dann beständig den Stachel gefühllos in die schwärende Wunde bohren, wenn er alles Gelmögliche tut, indes der mohammedanische Mukari, der in Asien Pferdeverleiher und -knecht in einer Person ist, seine Tiere nie ohne Not quält. Wer mit griechischen Agogiaten und mit Mukaris, die beide für Inlandreisen im Orient unentbehrlich sind, nähere Bekanntschaft machte, der weiß, daß jene zuerst an sich, dieser am Wasserloch in erster Linie an seine Tiere denkt und erst dann an sich, wenn er ihnen den Labetrunk spendet und die trockenen Müstern gewaschen hat. Zwar hat auch er seine Leder- oder Nilpferdepeitsche an der Hand und die Kanten am Steigbügel des Arabersattels sind nicht ohne Absicht scharf und spitz gemacht, da sie die im Morgenlande fehlenden Sporen zu ersetzen haben; aber nie wird er sein Tier brutal und grausam behandeln; denn „wer keine Barmherzigkeit hat, hat auch keine Religion“, und seine Religion ist der Stolz des Moslem, sein Schmuck, sein Reichthum.

Wie anders steht ihm gegenüber z. B. der Italiener da, in dessen Leben die Religion ja auch eine große Rolle spielt! In Mailand wie in Florenz, in Rom wie in Neapel finden die kleinen Singvögel auf dem Markte und in der Trattoria stets gierige Abnehmer unter Frommen und Unfrommen. Der Sultan Abdul Hamid bot den Vögeln im Yıldiz Kiosk einen stets gedeckten Tisch und pflegte und fütterte seine Lieblinge mit eigener Hand; von Papst Leo XIII. erzählt ein im Vatikan bekannter Chronist, daß der neunzigjährige Greis noch mit jugendlichem Feuer in seinen Gärten Netze stellte und auf die kleinen Vögel Jagd machte.

Der Türke ist kein Freund der Jagd, die in seinen Augen nichts anderes ist als eine mitleidlose, aufs grausame, zwecklose Töten gerichtete Leidenschaft. Wohl darf auch der „Gläubige“ zum eigenen Schutze oder für sich und die Seinen zur notwendigen Nahrung die Tiere des Feldes töten, aber er soll Allahs Geschöpfe nicht ohne Not vernichten. Zudem sind im alten und modernen Orient manche Tiere durch die religiösen Gebote geradezu geschützt, und der Vegetarianismus, der im Morgenland seine Wurzeln hat, ist nicht zum wenigsten aus der Scheu vor der Vernichtung von Gottes Geschöpfen hervorgegangen. Treibjagden, wie sie im „zivilisierten“ Abendland auch an sehr frommen Fürstenhöfen beliebt sind und meist nur in einem zwecklosen Abschießen des gehegten, den mordlustigen Jägern vor den Lauf gejagten Wildes bestehen, sind dem Türken ein Ding, das er nicht verstehen kann und nur verabscheut.

*) „Der Türke füttert gefangene Vögel und läßt sie am Feste der Gräber fliegen“, vgl. Sartori a. D. A. d. N.

Besonders merkwürdig ist das Verhalten des Orientalen gegenüber den Hunden (s. Abb. 2 ff.). Wer es studieren will, muß nach Konstantinopel gehen. Es gibt ihrer dort etwa fünfzigtausend, die keine Herren haben. Sie gehören ins Bild der alten Märchenstadt hinein, so gut, wie der Galataturm und das Goldene Horn. Gezählt hat sie noch niemand. Ebenföwenig als die genaue Zahl der menschlichen Bewohner je erforcht wurde, ist es möglich, sie zu zählen. Seit Jahrtausenden haben sie in den Gassen der Stadt ihr Wohnrecht, ihrer ist der Boden durch mehr als ein Gesetz. Zwischen den hohen Mauern von Pera ober neben den Baracken der Zigeuner haben schon ihre Vorfahren das Licht der Welt erblickt, in derselben Gasse sind sie auch gestorben, und die kommenden Geschlechter werden ihnen darin gleich sein. Die Wiege ist fürs ganze Leben entscheidend. Ebenföwenig als dem Menschen gestattet dem Hunde Konstantinopels der Kastengeist eine Veränderung seiner sozialen Stellung. Wenn der enterbte Proletarierhund (s. Abb. 3) aus Kaffim-Pascha einmal in jug ndlichem Wagemut sich lüsternt an die reiche Tafel der aristokratischen Brüder (vgl. Abb. 2) in den vornehmen Gassen Peras vor den europäischen Hotels heranschleicht, wird er von der besitzenden Klasse, die dort unter der Anführung eines tapfern Häuptlings die Abfälle aus den Herrenhäusern genießt, mit zerfesten Ohren und blutendem Balg in seine Schranken gewiesen und kehrt nie mehr zurück. Wie oft haben nicht die zweibeinigen Herren von Konstantinopel gewechselt! Die vierbeinigen nie, ja die haben vielleicht die ältesten organisierten Gesellschaftsgruppen der Welt. Seitdem ihre Vorfahren vor Jahrtausenden dem Zug nach der Stadt gefolgt und aus reizenden Wölfen kläffende Hunde geworden sind, hat keiner seine Fraktion verlassen. Dufiders und Abtrünnige, die charakterlos genug waren, eigene Wege einzuschlagen, wurden noch immer von den Bettern, in deren Quartierverein sie mit List oder Gewalt die Aufnahme erzwingen wollten, mit Schimpf und Schande zurückgewiesen. Während sie aber keinen fremden Hund, auch nicht den importierten Jagdhund des Europäers durch ihr Revier laufen lassen (sodas der Europäer, der mit seinem Schäferhund auf die Birsch ziehen will, durch die Stadt für diesen eine Droschke nehmen muß), lassen sie die Schoßhündchen der Damen mit einem mitleidig verächtlichen Blick ruhig durch ihr Revier ziehen. Diese „Degenerierten“ stehen für sie hors de loi. Wer an die Intelligenz der Konstantinopler Straßenhunde nicht glaubt und geneigt ist, ihren Korps- und Kastengeist, von dem man in Reiseschilderungen liest, ins Reich der Romantik zu verweisen, der gehe selber nach der Stadt am goldenen Horn und mache den folgenden Versuch: Er stelle sich an die Grenze einer Zone und suche einen Hund aus seinem Revier in das Nachbar-



Der Orientale und die Tiere, Abb. 3. Konstantinopler Straßenhunde. „Proletarier“.

quartier zu locken, indem er ihm ein Stück Brot oder Fleisch aufs verbotene Land wirft. Das arme Tier beginnt sofort zu winseln und mit dem Schwanz zu wedeln, um damit dem grausamen Wohltäter begreiflich zu machen, daß es des Landes Grenzen nicht überschreiten darf. Läßt sich dieser dadurch nicht rühren, dem bösen Spiel ein Ende zu machen, und vermag der hungrige Vierbeiner der Versuchung nicht mehr zu widerstehen, dann beginnt der gerade wachthabende Posten seine Kommitonen durch Bellen auf die drohende Grenzverletzung aufmerksam zu machen, und alsobald stürmen sie mit mächtigem Gecläff herbei, und der Eindringling läuft Hals über Kopf davon.

Der Orient war in alter und neuer Zeit das Land der Uebermenschen; der Stärkere ist der Herr. Das wissen und erkennen auch die Hunde an. Jede Korporation hat einen Führer; es ist der stärkste und schönste Hund des Bezirks, der sich auch die nötige Achtung zu verschaffen weiß: wo man ihm nicht gehorcht, da übt er mit seinen Zähnen rasche Justiz. Werden die Abfälle von den Häusern auf die Straße geworfen, dann darf sie der glückliche Herrscher zuerst beschnuppern und davon, was seinem Rang entspricht, genießen, indes die Plebs ehrfurchtsvoll und stummhungernd zusieht, wie der Gewaltige sich labt. So tut ja auch der Pöbel unter den Menschen, der stumm die Reichen an der vollen Tafel schwelgen sieht. Vielleicht trösten sich dort auch die Hunde wie die Menschen mit dem stoischen Inshallah (Wie Allah will).

Im allgemeinen gilt von den Hunden des Orients, was von den dortigen Menschen auch. Sie sind besser als ihr Ruf. Was kann man im Abendland nicht alles von ihnen hören! Oberflächliche geographische Werte nennen sie eine Landplage, „Reiseschriftsteller“ vom Schlage eines Karl May, die es versuchen, dadurch interessant zu sein, daß sie das Wahre unwahr machen und Gebilde ihrer überhitzten Phantasie mit dem Bruststone der Ueberzeugung in Wirklichkeit umwandeln, haben auch über



Der Orientale und die Tiere, Abb. 4. Konstantinopler Straßenhunde.



Der Orientale und die Tiere, Abb. 5. Pferd am Dreifachschlitten in Palästina. Die Dürre des Landes spiegelt sich in der Dürre des Pferdes.

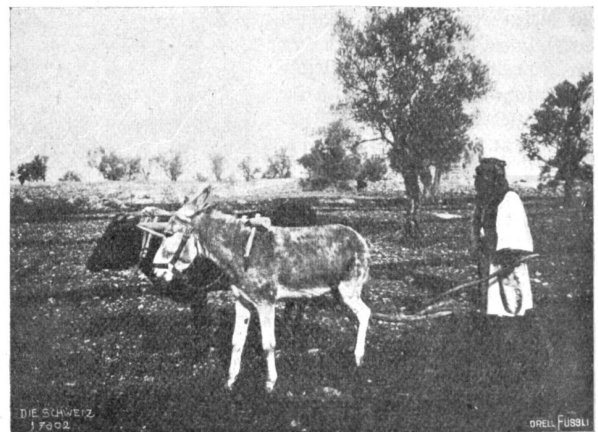
diese zweite Bevölkerung Konstantinopels — wie de Amicis die Hunde der Stadt anschaulich nennt — viel Falsches berichtet. Es ist ebenso falsch, wenn man von ihrer Gefährlichkeit spricht, wie wenn man erzählt, daß die menschliche Bevölkerung sie verabscheue. Das Gegenteil ist wahr. Als vor einiger Zeit die Regierung den Plan gefaßt hatte, mit den Hunden aufzuräumen, und mit einem Industriellen — natürlich einem „Fränki“ (Europäer) — der ihre Haut und Knochen verwerten wollte, bereits ein Kaufvertrag abgeschlossen worden war, erhob sich die ganze Stadt dagegen. Und auch die Jungtürken, die, wie so manchem andern alten Regime, auch dem Hundestaat ein Ende bereiten wollen, versuchten auf sehr vorsichtige Weise zum Ziel zu kommen. Während die mißliebigen Menschen ganz einfach an den Galgen befördert wurden, geht ihr Vorschlag für die Vierbeiner dahin, man solle sie auf Schiffen aus Konstantinopel nach den öden Inseln des Marmara-Meeres bringen und sie dort im erzwungenen Sölibat, die Männchen auf einer, die Weibchen auf einer andern, zu Tode füttern. Der Vorschlag dürfte aber, so „human“ er auch ist, nicht so bald zur Ausführung kommen; denn die einen werden die Vertilger der Küchenabfälle und anderer Verwesungsstoffe nicht meiden wollen, solange die Stadt noch keine Kanalisation und geordnete Abfuhr hat, und die Mehrzahl läßt es nicht zu aus einem angeborenen oder durch die Religion eingetrichterten Gefühl der Ehrfurcht vor dem freien, naturgemäßen Leben der Tiere. Wenn der Orientale schon jene kleinen hüpfenden und langsam marschierenden Blutsauger am eignen Leibe, die auch der frömmste Christ zwischen seinen Fingernägeln ohne Erbarmen dem Tode weiht, nur von sich wirft und leben läßt, wieviel mehr wird er erst die guten alten Bekannten vor dem Hause (im Hause duldet kein Mohammedaner einen Hund) schonen, mit denen sich so manche Erinnerung aus seinem Leben verknüpft! Wie oft hat er sich nicht an ihrem Treiben gefreut, als sie noch jung waren: er hat der besorgten Hundemutter die Mutterfreuden erhöht, indem er ihr einen alten Teppich und eine Schüssel Milch ans Wochenbett gebracht; er hat die alte wieder sterben und eine neue Generation heranwachsen sehen. Und das alles sollte in Zukunft nicht mehr sein: wohin sollte er denn schauen, wenn er, seinem lieben Keph nachhängend, durch die Gassen schlendert? Hat Mohammed doch auch dem Hunde das Recht auf Leben und Lieben so sicher zuerkannt, als er ihm das himmlische Paradies verschlossen hat, jenes mit dem Befehl: Du sollst keinem Tiere die Möglichkeit der Nachkommenschaft rauben, dieses mit den Worten: So wenig als ein Hund ins Paradies gelangt, lieben sich Schwiegermutter und Schwiegertochter.

Woher stammt der große Unterschied in der Behandlung der Tiere im Osten und Westen? Scheinbar liegt der Unterschied begründet in den verschiedenen Bekenntnissen; aber der Grund

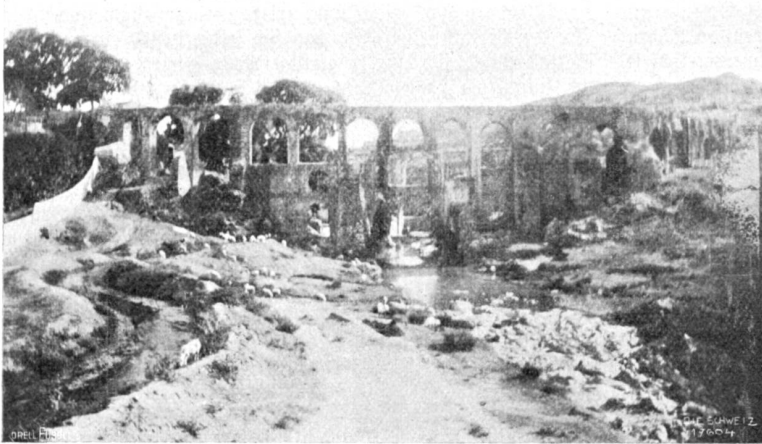
allein genügt nicht zur Erklärung; denn es gibt und gab auch im Osten große Jäger — Nimrod war ein Orientale — und im Westen große Tierfreunde: Luther war als Junker Jörg ein gar schlechter Jäger, weil er die Häslein zu sehr liebte und ihm stets das Herz zitterte, wenn er auf die lieben Tierlein anlegen sollte, und der heilige Franciscus von Assisi sah in den Tieren des Waldes sogar seine Brüder, die er auch brüderlich liebte. Jedenfalls wäre es ganz falsch, wollte man das Christentum als solches für die schlechtere Behandlung der Tiere im Abendland verantwortlich machen oder gar Christum selbst. Wie liebte Jesus nicht die Tiere! Und als er sich aus der lauten Welt der Menschen in die Wüste stahl, um hier in der Einsamkeit Gott näher zu sein, da lebte er — wie die Evangelien ausdrücklich berichten — zufrieden bei den Tieren, und nach seinem Vorbilde taten auch im Abendland viele Gottesmänner also. Kirchenväter, Einsiedler und andere Gottsucher flohen die Menschen und lebten mit den Tieren. Was J. W. Widmann von seinem Heiligen und den Tieren erzählt, gehört zum Erhabensten, was je vom Verhältnis des Menschen zum Tiere gesagt worden ist. Sein Buch ist geradezu die Bibel der Tierfreunde. Sein Ziel ist dasselbe, das der Dichter Lafontaine fordert, nämlich die Tiere „vom unverdienten Bösen, von eines grauenvollen Fluches Last“ zu erlösen, und der Heilige spendet ihnen denn auch beim Abschiede den schönsten Dank, der sich denken läßt, indem er ihnen zuruft:

Ihr lehrtet eines mich, ihr schlichten Guten:
Sich selber treu sein und unschuldig bluten.

Eines ist sicher, mögen wir es heute anerkennen und empfinden oder nicht: das Verhältnis zwischen Mensch und Tier ist religiöser Ursprungs und unser Verhalten zu den Tieren charakterisiert auch unser religiöses Denken. Wer Gott fürchtet, fürchtet auch seine Geschöpfe; aber er liebt sie ebensowenig, als er den Schöpfer liebt. Auf seinem unsichern dunkeln Gang trat dem ersten Menschen das Tier entgegen, und er mußte sich fragen: Ist's mein Freund oder mein Feind? Sein erstes Gefühl war wohl nicht Preis und Dank, sondern die blasse Furcht; das ihm an Kraft überlegene Tier wird sein Gott, das stärkste unter ihnen wird der oberste Gott. Das Tier als das stärkste Wesen wird auch Herr des Himmels und der Erde. Wie tief dieser Tierkult im Gemüte der alten Völker wurzelte, geht gerade aus der Geschichte des jüdischen Volkes hervor, das in seiner oft und hart bestrafte Götzendienerei den besten Beweis dafür liefert, daß das goldene Kalb, die eberne Schlange, die Sonnenrosse auch für die „Gesetzesreligion“ die alte Bedeutung noch nicht verloren hatten und nicht leicht vergessen werden konnten. Jehovah war ein strenger Herr, der keine andern Götter neben sich duldet; aber wenn diese ihm zu Lob und Preis geopfert wurden, dann nahm er sie gnädig an. So kam es, daß der Stier, dem in Ägypten noch lange Opfer darge-



Der Orientale und die Tiere, Abb. 6. Rind und Esel am Pflug in Syrien.



Der Orientale und die Tiere, Abb. 7. Schäferherde bei Smyrna (im Hintergrund ein antikes Aquädukt).

bracht wurden, in Israel selber einem größeren Wesen geopfert ward, das weit über den Tieren stand, dessen schönster Ehrentitel aber auch wiederum dem Verhältnis von Mensch und Tier entnommen wurde: die Propheten und Dichter preisen ihn, den Gott der Götter als den Hirten des Volkes: Der Herr ist mein Hirt, mir wird nichts mangeln . . . Und er sorgt nicht nur für die Menschen; er lobt und straft, vernichtet in der Sintflut und rettet in der Arche auch die Tiere. Zwar fühlt sich der Mensch als Herr über die Tiere, wie Jahwe Herr über Menschen und Tiere ist, und der Gott hat sie ihm ausdrücklich in die Hand gegeben; aber die Regentschaft ist an bestimmte unverbrüchliche göttliche Gesetze und Tierrechte gebunden, die niemand ungestraft verletzt. Jenachdem in einem Volke oder Individuum noch heute mehr oder weniger von jener alten Tiergottesfurcht steckt, wird auch sein Verhalten gegen die Tiere sein. Der Blindgläubige, Abergläubische wird sie sich aus unbewußter Scheu durch sein Wohlwollen in angemessener Distanz vom Leibe zu halten suchen. Der ungläubige Skeptiker und Ver-

fechter der stolzen Herrenmoral wird über sie das Herrenrecht rufen und die unvernünftige Kreatur, die die Natur dem Herrn auf Gnade und Ungnade anheimgegeben, ins gefühllose Joch und auf die Schlachtbank spannen. Und der Aufgeklärte, der an ein unberechenbares, übernatürliches, unheimliches Walten der Tierseelen ebensowenig glaubt als an eine der Willkür zugängliche Weltseele, der achtet die Tiere als notwendiges Glied im Weltall und hütet sich, auch ohne Furcht und Angst vor Strafe, sie zu quälen oder nutzlos zu vernichten. Ist es beim Orientalen also das altheidnische Rudiment des Tierkultus (der chronologisch dem Anthropomorphismus in allen Religionen voransteht) das, dem Befenner unbewußt, auch heute auf das Verhältnis des Menschen zum Tier einwirkt und in ihm einen Nest der alten Furcht bewahrt, so ist es beim christlichen Herdenmenschen die ebenfalls dem Heidentum entstammende Opfer- und Erlösungstheorie der kirchlichen Dogmen, die den „erlösten“ Menschen weit über die andern Geschöpfe Gottes stellt und in ihm so nach und nach mit der Furcht auch die Achtung vor den Tieren ertöte und Verachtung an deren Stelle setzte. Während das dogmatische Christentum das Göttliche immer mehr und mehr aus den Kreaturen entfernte, um den Einigen damit zu schmücken, gaben ihnen die Anhänger des Pantheismus die geraubte Ehre wieder zurück. Wenn Goethe von seinem Gott sagt:

Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, sich in Natur zu begen,

so sagt er nur, was manche denkende Menschen vor ihm und nach ihm empfunden haben, indem sie, gleichweit entfernt von Vergötterung und Verachtung der Kreatur, auch im kleinsten Wesen den großen Weltgeist ahnten und ehrten. Höher als Furcht und Verachtung steht die Achtung vor der Kreatur, die dem wahrhaft gebildeten Menschen den Tierschutz als ungeschriebenes Sittengebot ins Herz legt und ihn so zum Tierfreund macht.

Dr. Carl Camenisch, Basel.

Hector G. Preconis „Italiänischer Sommer“*).

Also, wohlverstanden, Herr Seher: italiänisch mit ä, und daß Sie nicht denken, dies sei eine bloße Schrunke! Im Gegenteil; die leider nicht mehr gebräuchliche Schreibweise hat nicht nur ihre etymologische Begründung, sie hat auch im Titel des Buches, von dem hier die Rede sein soll, ihre sozusagen symbolische Bedeutung. Es ist kein Zufall, daß Preconis dieses Wort in seiner guten alten unverfälschten Form gebraucht; es zeigt sich darin ein Wesenszug des Autors, der für das ganze Buch charakteristisch ist, sein Bedürfnis, die Dinge in ihrer ursprünglichen, unverfälschten Art zu erfassen, sie mit klaren, unverblendeten Augen zu betrachten. Wie wäre es ihm sonst möglich gewesen, über tausendmal beschriebene Orte und Gegenstände ein Buch zu schreiben, das neu und eigenartig ist, wenn er nicht diese gerade, unbeeinflusste und freie Art hätte, für die es keine traditionellen Voreingenommenheiten gibt. Auch daß er uns Italien im Sommer zeigt, in der Jahreszeit, da ängstliche und überlieferungsgetreue Reisende nach der Nordseite der Alpen streben, ist bezeichnend, zumal dies nicht etwa aus Widerspruchsgeist oder Freude am Paradoxen geschieht, sondern auf Grund besserer, erfahrungsgemäßer Erkenntnis. Denn Preconis ist nicht nur in Italien gereist, er hat in dem Lande gelebt und gearbeitet und sich dort — wie

nicht allein die Umwandlung seines deutschschweizerischen Namens in ein italiänisches Pseudonym zeigt — geistiges Bürgerrecht erlangt. Er kennt und liebt sein Italien, das er nicht durch die allgemeine Brille billiger Italienschwärmerei, sondern mit den verständnisvollen Augen eines Landes- und Volkskundigen betrachtet. Und so konnte es ihm denn auch nicht entgehen, daß Ita-

*). Zürich, Rascher & Co., 1910.



Der Orientale und die Tiere, Abb. 8. Hirt und Ziegenherde am Berg Tabor.